

# Von der NS-Romanistik zur Romanistik im NS

## Implikationen einer Verschiebung

Peter Jehle (Potsdam)

**ZUSAMMENFASSUNG:** Frank-Rutger Hausmanns Forschungen zur Geschichte der Romanistik im NS geben Anlass, um grundsätzlich über das Verhältnis von Wissenschaft und Politik nachzudenken. NS-Romanistik und Romanistik im NS, nach 1945 als ‚Ideologie‘ und ‚Wissenschaft‘ gerne einander entgegengesetzt, erweisen sich als vielfach ineinander verschlungen. Hausmanns Forschungen halten dazu an, in Kräfteverhältnissen und nicht in festen Substanzen zu denken.

**SCHLAGWÖRTER:** Hausmann, Frank-Rutger; Romanistik; Nationalsozialismus

### I.

„Was haben Sie denn am Morgen nach der Kristallnacht gemacht?“, wurde Hugo Friedrich im Winter 1965 von einem Studenten gefragt. „Oberseminar ..., natürlich“, war die Antwort. Der Student, der die Frage gestellt hatte, war Frank-Rutger Hausmann.<sup>1</sup> Die vielsagende Antwort, die vieles ungesagt ließ, hatte Folgen. Hausmann befragte künftig lieber die in Archiven aufbewahrten Briefnachlässe und andere Dokumente, um Licht ins Dunkel zu bringen. Die Aufklärung der romanistischen Verhältnisse im NS verdankt seinen Forschungen Entscheidendes. Von vornherein hatte er nicht nur NS-Romanistik, sondern Romanistik im NS, also ein in widersprüchlicher Kooperation ineinandergreifendes Instanzengefüge im Blick.

Der Epocheneinschnitt von 1989 hat der wissenschaftsgeschichtlichen Forschung Auftrieb gegeben. Allerdings handelte sie sich wesentlich am Leben einzelner großer Männer entlang. Viele fanden das richtig. Ulrich Raulff z. B. sieht in der Sozial- und Strukturgeschichte einen „Fluch“<sup>2</sup>, der die Entfaltung der Biographik jahrzehntelang verhindert habe. Von diesem

<sup>1</sup> Frank-Rutger Hausmann, „Aus dem Reich der seelischen Hungersnot“: Briefe und Dokumente zur Fachgeschichte der Romanistik im Dritten Reich (Würzburg: Königshausen & Neumann, 1993), V.

<sup>2</sup> Ulrich Raulff, *Der unsichtbare Augenblick: Zeitkonzepte in der Geschichte* (Göttingen: Wallstein, 1999), 122.

Standpunkt erscheint die Geschichte als Raum der Entfaltung einzelner; ihre ‚Ideen‘ sind ein an sie gebundener Besitz. Hausmanns synthetisches Buch zur deutschen Romanistik im NS<sup>3</sup> hat mit dieser Fixierung aufs Werk großer Männer nichts im Sinn. Statt wie gewöhnlich Romanistik auf Hochschulromanistik zu reduzieren, untersucht er ein vielgliedriges Aktivitätsdispositiv, das aufnahmefähig ist für den nazistischen Umbau der Gesellschaft und mit diesem Umbau interagiert. So kommen der Fremdsprachenunterricht an den Schulen ebenso in den Blick wie das „Dozentenlager“ oder die „Reichsberufswettkämpfe“ – neue Formen, in denen die nazistische „Volksgemeinschaft“ sich ins akademische Feld einschreibt. Ein Großteil der philologischen Intelligenz findet sich seit Kriegsbeginn in Dolmetscherlehrkompanien wieder, in denen die für militärische Informationsbeschaffung unverzichtbare linguistische Kompetenz kultiviert wird. So bildeten sich „Netzwerke“, die das Jahr 1945 nicht selten überdauerten. Die kulturelle Eroberung, die der militärischen folgen sollte, steigerte die Nachfrage nach romanistischem Wissen. Man erfährt Zusammenhängendes über die Errichtung „Deutscher Wissenschaftlicher Institute“, deren letztes von insgesamt 16 noch 1944 in Tirana eröffnet wurde. Die Direktoren waren in mehreren Fällen Romanisten. Der kulturelle Eifer war ungebrochen, als die deutschen Armeen längst auf dem Rückzug waren.

## II.

Seine Ergebnisse fasst Hausmann in dem Satz zusammen: „Die romanistische Zustimmung zum NS-Staat war ... größer, als bisher angenommen, die ‚Kontamination‘ ihres wissenschaftlichen Kerns reichte tiefer, als bisher vermutet wurde“. <sup>4</sup> Das richtet sich gegen die beschönigenden Urteile, die nach 1945 üblich waren. Sie folgten einem einfachen binären Muster: Einerseits das große Gebiet einer wissenschaftlich ‚intakt‘ gebliebenen Romanistik im NS, andererseits eine schon dem Umfang nach unerhebliche, nazistisch ‚entgleiste‘ NS-Romanistik, von der man sich bequem distanzieren konnte. Hausmanns Forschungsdispositiv – und darin liegt sein größtes Verdienst – kommt dieser Zweiteilung in die Quere. Was man nach 1945 gerne auseinander dividierte, interagiert in Wirklichkeit auf eine vielfach ineinander verschlungene Weise.

<sup>3</sup> Frank-Rutger Hausmann, „Vom Strudel der Ereignisse verschlungen“: *deutsche Romanistik im „Dritten Reich“*, *Analecta Romanica* 61 (Frankfurt am Main: Klostermann, 2000).

<sup>4</sup> Hausmann, „Strudel der Ereignisse“, XX.

Dennoch ist der Satz nicht unproblematisch. Die der Medizin entlehnte Metapher der „Kontamination“ – die Hausmann, den metaphorischen Charakter unterstreichend, mit der Zange einfacher Anführungszeichen anfasst – kann das hier zur Diskussion stehende Verhältnis von Politik und Wissenschaft nur als ein äußerliches Verhältnis einander wesensfremd gegenüberstehender Entitäten fassen. Hausmann beobachtet „Zugeständnisse an die NS-Ideologie“; „Anpassungen an den Zeitgeist“, die sich zu „Anbiederungen“ oder „ideologischen Entgleisungen“ steigern und in „Verstrickungen“ enden konnten. Das Woran der Anpassung taucht immer als ein schon Fertiges auf: Es ist die „Ideologie“, die auf der Seite des NS verortet wird. In einer Formulierung wie „Anerkannte Gelehrte ließen sich vor den Karren einer Kulturpolitik spannen“<sup>5</sup> ist die von den Gelehrten repräsentierte Wissenschaft der Kulturpolitik entgegengesetzt, deren Karren offenbar ohne ihr Zutun fix und fertig existiert. Hat die Wissenschaft an dessen Bau keinen Anteil? Ist sie unbeteiligt am Bau der Straßen, auf denen der Karren in Fahrt kommt? Die „NS-Ideologie“ ist keine monolithische Substanz, die sich mit einer Strategie der Seuchenbekämpfung isolieren ließe. Selbst ihr vermeintlicher Kern, der Rassismus, ist durch zwei Pole gekennzeichnet<sup>6</sup>: Einerseits ein mechanisch-materialistischer mit dem Phantasma der Erbmasse, die kausale Ableitungen erlaubt, wie sie für den somatischen Züchterstandpunkt funktional sind; andererseits ein auf Leistung und Unterstellung orientierender Gegenpol mit einem den Objektivismus der Kausalitäten durchbrechenden Subjekt, das durch sein Handeln immer aufs neue beweisen muss, dass ihm ‚Rasse‘ zukommt.

Die Wissenschaft ist durch keine chinesischen Mauern von „der Politik“ getrennt. Was „Wissenschaft“ jeweils „ist“, steht nicht ohne weiteres fest. Hausmann fragt z. B., wie die von Chamberlain verbreiteten unwissenschaftlichen Klischees von der germanischen Physiognomie Dantes „eine so durchschlagende Nachwirkung auf seriöse Gelehrte“ haben konnten? Chamberlain habe doch nur ein „Volksbuch“ geschrieben, „und seit wann hätten Wissenschaftler ihre Wissenschaft aus derart populären Quellen bezogen“?<sup>7</sup> In anderen Worten: Wie kommt es, dass Unsinn sich als Wissenschaft akkreditieren kann? Das „seriöse“ Wissen koexistiert offenbar mit

<sup>5</sup> Hausmann, „Strudel der Ereignisse“, 431.

<sup>6</sup> Vgl. Wolfgang Fritz Haug, *Die Faschisierung des bürgerlichen Subjekts: Die Ideologie der gesunden Normalität und die Ausrottungspolitiken im deutschen Faschismus* (Berlin: Argument, 1986), 62–6.

<sup>7</sup> Hausmann, „Strudel der Ereignisse“, 523–4.

dem „populären“, dem gang und gäbe Gedachten. In den Sonntagsdiskursen mag „die Wissenschaft“ „der Ideologie“ entgegengesetzt sein. Anders in der widersprüchlich zusammengesetzten Wirklichkeit, die zu der Frage auffordert, was sich jeweils in einer bestimmten Konstellation als „Wissenschaft“ durchsetzen kann und welchem Wissen es gelingt, das Prestige des Wissenschaftlichen für sich zu mobilisieren. Man muss in Kräfteverhältnissen denken, nicht in festen Substanzen.

### III.

Das Phänomen friedlicher Koexistenz von Widersprüchen ist vielfach beobachtet worden. Leo Spitzer z. B. bemerkte, dass schon lange vor 1933 ein strenger philologischer Forschergeist mit einem „Alltags-Nationalismus“ koexistierte. Und er spricht von einem „doppelten Messen“, mit dem die Zugehörigkeit zu einer „weltbürgerlich“ gesinnten Elite mit dem Ressentiment gegen die „nicht-deutschen Völker der Donau-Monarchie“ in Einklang gebracht war.<sup>8</sup> Der aus Wien stammende Spitzer wusste, wovon er sprach. Karl Löwith bemerkte: „Sowohl die Zustimmung zum Nationalsozialismus im Ganzen wie die Ablehnung gerade in dem, was einen beruflich angehen musste, begegnete mir immer wieder.“<sup>9</sup> Dieses „doppelte Messen“ basiert nicht primär auf einem schlechten Charakter, sondern auf einer die wissenschaftliche Arbeit selbst bestimmenden Struktur. Werner Krauss bemerkt in einem kurz nach seiner Befreiung entstandenen Bericht, dass eine „grundsätzliche Ablehnung“ der „politischen Ansprüche der Nazis ... stets nur auf dem jeweiligen fachlichen Sondergebiet (erfolgte) und nicht dadurch, dass man das politische System selbst als eine untragbare Grundlage für alles geistige Leben brandmarkte“.<sup>10</sup> Und er vergleicht seine Aktivitäten und die der ihm nahestehenden Studierenden und Kollegen mit dem Unterfangen einer „Sekte, die ihren Ritus im Schutz der Exterritorialität unseres Faches begehen konnte“<sup>11</sup>. Das Fach selbst kommt damit als autonomes und zugleich umfassend ‚von außen‘ definiertes ins Bild. Definiert im präzisen Sinne von umgrenzt, doch ist der Grenzverlauf immer umkämpft. Es gibt keine Instanz, die die Grenzen ein für allemal festlegen würde. Das

<sup>8</sup> Leo Spitzer, „Das Eigene und das Fremde: über Philologie und Nationalismus“, *Die Wandlung* 1, Nr. 7 (1946): 576–94, hier 590.

<sup>9</sup> Karl Löwith, *Mein Leben in Deutschland vor und nach 1933* (Stuttgart: Metzler, 1986), 53.

<sup>10</sup> Werner Krauss, „Marburg unter dem Naziregime“, *Sinn und Form* 35, Nr. 5 (1983): 941–5, hier 943.

<sup>11</sup> Krauss, „Marburg“, 944.

Fach konstituiert, bei aller politischen ‚Gleichschaltung‘, einen geschützten Raum relativer Autonomie, der selbständig, unter Berücksichtigung der hier geltenden Verkehrsformen und Arbeitsweisen, zu gestalten ist.

### IV.

Als Leonardo Olschki in den 1920er Jahren Zugang zum „gut funktionierenden Netzwerk“ Karl Vosslers gefunden hatte, hielt er dennoch Abstand, wie Anke Dörner gezeigt hat.<sup>12</sup> Vosslers Methode, noch in morpho-syntaktischen Erscheinungen den Ausdruck einer inneren Substanz aufzuspüren (im französischen Teilungsartikel etwa den Ausdruck eines kaufmännischen Geistes), schien ihm nationalistisch instrumentalisierbar. Olschki bemerkte die Gefährlichkeit der idealistischen Richtung, die der Sprachforschung zwar den Reichtum historischer, politischer und ästhetischer Bezüge erschließt, ihr Geschäft aber auch, zumal im und nach dem Ersten Weltkrieg, auf eine Hermeneutik des ‚Erbfeinds‘ verkürzt, der in die verborgensten Winkel der Sprache hinein verfolgt wird. Zwar liegt hier der Zusammenhang von Wissenschaft und Politik auf der Hand, doch gerade die Faschisierung der Wissenschaftsverhältnisse nach 1933 wird gerne als das Resultat eines ‚Einbruchs‘ von außen präsentiert. Im November 1936 notiert Victor Klemperer in seinem Tagebuch: „ein wenig bin ich ja selber durch meine Kulturkunde auf die schiefe Ebene geraten“<sup>13</sup>.

Die Wirksamkeit der Grenzziehung, die darüber entscheidet, was zum Fach legitimerweise gehört, zeigt sich an folgendem Beispiel: Nur ein „Journalist“ oder „Schriftsteller“ zu sein, ist in Deutschland ein Urteil, das auf Ausschluss aus der wissenschaftlichen Gemeinde zielt. Es traf Ernst Robert Curtius, als er 1919 *Die literarischen Wegbereiter des modernen Frankreich* veröffentlicht hatte, ebenso wie Ernst Bloch, als er 1948 auf einen philosophischen Lehrstuhl in Leipzig berufen werden sollte. Während für den Pädagogen Menzel feststand, dass Bloch ein „Schriftsteller“ und kein „Philosoph“ sei, meinte Erich Auerbach, der auf Bitten von Werner Krauss ein Gutachten geschrieben hatte, Bloch beherrsche die Geschichte der Philosophie „meisterhaft“<sup>14</sup>. Während „Philosoph sein“ bei beiden Parteien als unbestreitbarer

<sup>12</sup> Anke Dörner, *La vita spezzata. Leonardo Olschki: ein jüdischer Romanist zwischen Integration und Emigration*, *Romanica et Comparatistica* 38 (Tübingen: Stauffenburg, 2005), 27.

<sup>13</sup> Victor Klemperer, *Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten: Tagebücher 1933–1941*, hrsg. von Walter Nowojiski unter Mitarbeit von Hadwig Klemperer (Berlin: Aufbau, 1995), 323.

<sup>14</sup> „*Hoffnung kann enttäuscht werden*“: *Ernst Bloch in Leipzig*, dokumentiert u. kommentiert v. Volker Caysa u. a. (Frankfurt am Main: Anton Hain, 1992), 57.

Wert gilt, klaffen die konkreten, irdischen Bedeutungen auseinander. Man stößt auf eine Art doppelter Artikulation von „Wissenschaft“. Sie fungiert einerseits als der ideologische Wert, den die antagonistischen Positionen für sich reklamieren, zugleich aber ist sie auch der Apparat, der die Auslegung dieses Wertes, d.h. die jeweilige Applikation auf die konkrete Situation, in der es gilt, „wissenschaftlich“ zu arbeiten, organisiert.

## **V.**

Was hat also Hugo Friedrich am Morgen nach der Kristallnacht gemacht, als er „Oberseminar“ machte? Er antwortet, indem er sich als Bewohner eines Ortes präsentiert, auf dessen Schutzfunktion er baut. Es ist das Allerheiligste der Wissenschaft. Nicht Proseminar, in dem sich die Anfänger tummeln, von denen noch nicht heraus ist, ob sie sich die höheren Weihen verdienen werden. Nein, Oberseminar, der Punkt maximaler Entfernung von der bösen Wirklichkeit, der sich im Schutzraum des Faches bietet. So sehr muss ihn die Frage beunruhigt haben, dass er allein an diesem Punkt Beruhigung erhoffte.